

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 244

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

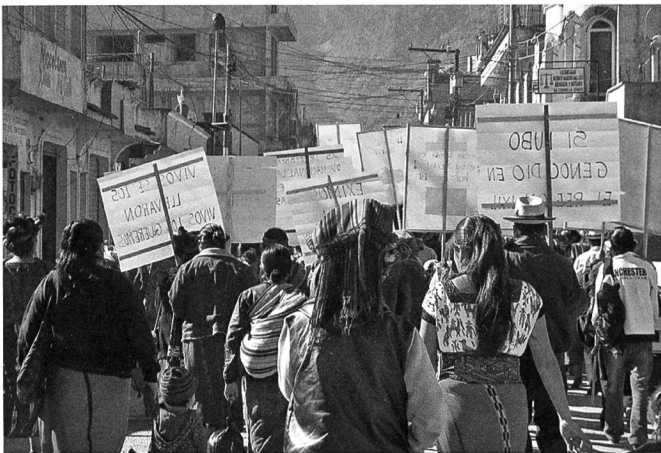
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

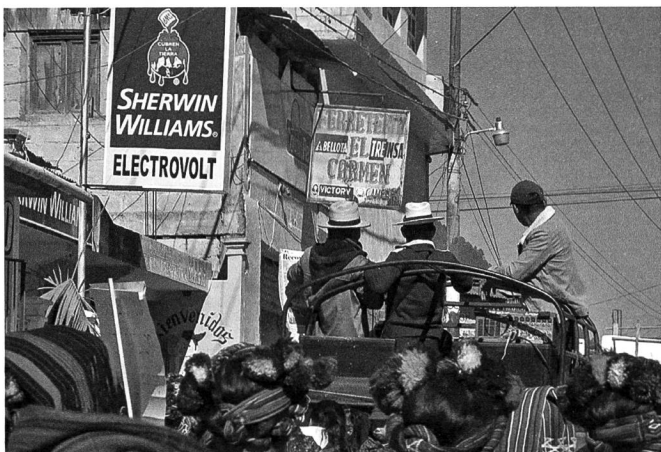
Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Warten



auf Gerechtigkeit



Langsam treffen die Leute aus den verschiedenen Dörfern ein, sie sind festlich gekleidet. Es ist noch früh am Morgen, doch die Sonne scheint bereits. Immer mehr Menschen versammeln sich in der Stadt Nebaj, sie halten Transparente bereit. Der Grund für die Zusammenkunft ist aber nicht erfreulich: Es ist der 25. Februar, der Tag, an dem der zahlreichen Opfer der Massaker gedacht wird, die während des internen bewaffneten Konflikts in Guatemala stattgefunden haben. Auf einem der Schilder steht: «In der Region Ixil gab es Genozid!»

Während sich die Menschenmenge langsam in Bewegung setzt und durch die Strassen von Nebaj zieht, beobachte ich die Ereignisse und laufe mit etwas Abstand mit. Ich trage eine grüne Weste, die mich als internationale Menschenrechtsbeobachterin kennzeichnet. Ein Jeep führt die Gruppe an, ausgestattet mit zwei grossen Lautsprechern. Während wir weitergehen, spricht ein Redner von den Gräueltaten, die während des bewaffneten Konflikts unter den damaligen Machthabern Romeo Lucas García und Efraín Ríos Montt Anfang der 80er-Jahre an der Volksgruppe der Maya Ixil verübt wurden. Unzählige Familien erlitten den Verlust mehrerer Mitglieder, hunderte sind bis heute spurlos verschwunden und viele Frauen wurden Opfer sexueller Gewalt. Der Redner, ein Menschenrechtsaktivist, fordert Gerechtigkeit für die Betroffenen: «Am 25. Februar des nächsten Jahres müsst ihr wieder hier sein, damit die Regierung die Wiedergutmachung für die Opfer erfüllt.» Der Anlass gleicht einer Kundgebung.

Flucht in die Wälder

Die Begleitung des Gedenkmarsches ist nur einer von vielen Einsätzen, die ich als Menschenrechtsbeobachterin für Peace Watch Switzerland in Guatemala leiste. Peace Watch entsendet Freiwillige in Konfliktgebiete und koordiniert die Begleiteinsätze der Menschenrechtsbegleiter mit der Partnerorganisation Acoguate in Guatemala. Diese begleitet Organisationen und Personen, die sich gewaltfrei für die Einhaltung der Menschenrechte und gegen Straflosigkeit einsetzen. Ziel der internationalen Präsenz ist die Abschreckung potenzieller Aggressoren. Mit der Beobachtung und Dokumentation soll der Druck auf staatliche Instanzen erhöht, Übergriffe gemeldet und die juristische Aufarbeitung der Fälle vorangetrieben werden.

Seit fast drei Monaten bin ich nun als Menschenrechtsbeobachterin in der Region Ixil unterwegs, dem Teil des Landes, der besonders stark vom internen bewaffneten Konflikt betroffen war. In der Regierungszeit von Ríos Montt zwischen März 1982 und August 1983 wurden 1771 Menschen der indigenen Volksgruppe der Maya Ixil getötet – ein gezielter und geplanter Genozid seitens des guatemalteckischen Militärs.

Mit Spannung wurde Anfang Januar die Wiederaufnahme des Prozesses gegen Efraín Ríos Montt und den ehemaligen Chef des militärischen Geheimdienstes, Mauricio Rodríguez Sanchez, erwartet. Ríos Montt war im Mai 2013 zu 80 Jahren Gefängnis wegen Genozids und Verbrechen gegen die Menschlichkeit verurteilt worden, doch zehn Tage später wurde das historische Urteil wegen angeblicher juristischer Verfahrensfehler wieder aufgehoben. Nach Eröffnung der Verhandlung am 5. Januar 2015 erreichte die Verteidigung von Ríos Montt noch am gleichen Tag die Absetzung der vorsitzenden Richterin wegen Befangenheit. Damit wurde das Verfahren erneut ausgesetzt.

Zusammen mit meiner Teampartnerin besuche ich die Zeuginnen und Zeugen des Völkermordprozesses in den Dörfern der Region Ixil. Das Aussetzen des Verfahrens scheint für viele keine Überraschung zu sein, dennoch ist die Enttäuschung spürbar. Während der Besuche vertrauen uns einige ihre Geschichte an. Sie erzählen uns, wie sie auf der Flucht vor den Soldaten und zivilen Patrouillen jahrelang in den Wäldern gelebt haben, wie Familienmitglieder getötet, ihre Häuser und das Land niedergebrannt wurden. Nachdem wir erklären, was bei Gericht passiert ist, hören wir Worte wie: «Ich bin schon etwas verärgert. Aber wer weiss, was noch kommt. Wir sind hier und warten». Schon wieder warten also. Immer noch. Diese Menschen, die ihre Familienmitglieder und ihren gesamten Besitz verloren haben, hoffen erneut darauf, dass ihnen Gerechtigkeit widerfährt.

Keine Sicherheit, keine Gleichheit, kein Frieden

«In diesem Land gibt es keine Sicherheit, keine Gleichheit, keinen Frieden und es gibt keine Gerechtigkeit. Das Gesetz wird nicht angewendet», kritisiert eine Zeugin. Damit findet sie treffende Worte für das korrupte System und die Verstrickungen von Justiz und Politik. Die Gesetze finden formalistisch zwar Anwendung, ihre Auslegung entspricht jedoch den Interessen der militärischen Elite, die alle möglichen Mittel anwendet, um ihre Machtposition zu stärken. Damit wird jeglicher Zugang zur Rechtsstaatlichkeit verunmöglicht, die Strategie der Verteidigung von Ríos Montt scheint demnach aufzugehen. Alle juristischen Winkelzüge werden unternommen, um das Verfahren hinauszuzögern und damit eine erneute Verurteilung zu verhindern.

Während der Besuche in den Dörfern im Hochland, mitten in dieser landschaftlichen Idylle, ist es kaum vorstellbar, dass ich in einer Region unterwegs bin, in der Menschen jahrelang verfolgt, gefoltert und getötet wurden. Sie wurden von ihrem Land vertrieben und müssen nun darum kämpfen, dass sie es wieder zurückbekommen. «Was wir wollen, ist Gerechtigkeit», steht auf einem Schild in Nebaj. Als Menschenrechtsbeobachterin stehe ich auf dem dortigen Gemeindeplatz und höre zu, wie die Zahl der Todesopfer jeder einzelnen Gemeinde heruntergelesen wird. Ein Mann sagt: «Wir sagen die Wahrheit und wir werden sie wieder erzählen. In Guatemala gab es Genozid!»

Ursula Kiener, 1985, ist Sozialpädagogin aus St.Gallen und arbeitet seit Dezember 2014 als Menschenrechtsbeobachterin in Guatemala für Peace Watch Switzerland.

Rheintal

Der Rheintaler und sein Busfahrer

Der Rheintaler nimmt für sich in Anspruch, ein hervorragender Autofahrer zu sein. Die verspannteste Beziehung führt er deshalb nicht mit seinem Nachbarn oder seiner Ehefrau – sondern mit dem Busfahrer.

Denn fährt der Rheintaler im öffentlichen Verkehr, muss er sein liebstes Hoheitsgebiet abgeben: das Steuer. An den Bushaltestellen des Tals – Marbach, Ranft, oder Lüchingen, Post – sieht man deshalb vor allem Menschen von den Rändern der Gesellschaft. Schüler, Pensionierte, Arbeitslose.

In Extremsituationen ist der gemeine Rheintaler dennoch froh um den Bus: Wenn er besoffen ist zum Beispiel, oder wenn der Winter sein Auto einfriert. Als neulich Schnee lag, machte ich mich im Laufe des Vormittags nach Heerbrugg auf. In Rebstein, Steinacker, stieg ein Rheintaler ein – ich erkannte ihn daran, dass er ein ganzes Billett löste und sich dann im Bus umschaute, als habe er einen fremden Kontinent betreten.

Zwei Stationen später stieg die automatische Fahr-gastanzeige aus, das System meldete dem Chauffeur bei jeder Haltestelle, er solle anhalten – auch wenn dann niemand aussteigen wollte.

Nach dem dritten unnötigen Halt wurde der Busfahrer in Balgach, Ländern, ungeduldig. Er rief in den Bauch des Busses: «Wer drückt dauernd auf den Stopknopf?»

Der Rheintaler, Busbillett in der Hand, schrie nach vorne: «Halt d'Schnorra, du huara Tubel! Da ischt dis Syschem! Selber tschuld, wenn din Karra nöd im Griff häscht!»

Ich musste lachen, auch wenn das vielleicht nicht die passendste Reaktion war. Ein Rheintaler und sein Busfahrer – oder: *Brokeback Mountain*, gegenteilig interpretiert.

Vor der Haltestelle Heerbrugg, Schloss, rief der Rheintaler: «Do moni usi! Halt ah, sus lüti dim Scheff ah!» Der Busfahrer ertrug den Befehl wie zuvor die Beschimpfung: mit stoischer Ruhe. Entweder ist er sich diesen Umgang gewohnt – oder er hatte, wie ich inzwischen glaube, Verständnis für seinen Gast.

Denn als ich vor kurzem in Heerbrugg den Bus betrat, redete der Busfahrer draussen mit einem jener dicken Männer, die immer am Bahnhof stehen und hoffen, dass sich die Dynamik, die da herrscht, irgendwie auf sie überträgt.

Dann wurde der Busfahrer plötzlich ziemlich laut und rief: «Bescht wahnsinnig? Ir Fraizit fahri denk o nöd Bus! Wa globsch!?»

Er ist ja nicht verrückt. Er ist Rheintaler.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung». Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Zürich Oerlikon.

Toggenburg

Lara fliegt

Wings trägt sie! Die Flügel brennen, wenn sie ihre Show übt. Lara Jacobs Rigolo ist 32 Jahre alt und eine Artistin, die weiss, was sie will. Sie ist ein Rigolo-Kind. Lara hat die Nummer mit der Sanddornbalance, die ihr Vater Mädir Eugster erfunden und entwickelt hat, nicht einfach übernommen – sie hat sie sich in einem Casting in den USA als ganz junge Frau erarbeitet. Mit den Shows feiert sie weltweit Erfolge. «Balancegoddess», Laras Auftritt in der Show *Amaluna* des Cirque du Soleil, ist eine Nummer, die im Toggenburg geboren und in die Welt hinaus getragen wird. Hier entstehen dazu auch viele weitere neue artistische Nummern, die sich drehen lassen – im wahrsten Sinne des Wortes. Der «Fire Dress», ein Rock, der während der Drehungen immer länger wird und am Schluss rundherum flammt und brennt, solange sie sich dreht, ist wie vieles mehr aus ihren Ideen heraus geboren worden. Und weitere wundervolle Projekte.

Moyo Fashion ist eines davon, das sie zusammen mit ihrer Wattwiler Freundin Sarah Zingg, die im kongolesischen Goma lebt und arbeitet, in Afrika aufbaut. Frauen in Goma (einem Kriegs- und Konfliktgebiet im Osten der Republik) erhalten als Näherinnen Arbeit. Es entstehen Taschen aus Baumwolle in allerlei wundervoll farbigen afrikanischen Stoffen – dafür werden in der Schweiz Läden und andere Abnehmerinnen gesucht. Bunte Baumwollhosen entstehen in fröhlichen Designs und Musterungen. Und leisten ein Stück Entwicklungshilfe.

Sich selber neu erfinden und auf der Suche sein: Das ist fester Bestandteil eines kreativen Arbeitsalltags. So ist es auch mir ergangen, als Lara über Internet nachgefragt hat, wer sich als Designerin oder Schneiderin interessieren würde, mit ihr zusammenzuarbeiten. Sie hat bei mir im Atelier vorbeigeschaut, und aus einer einfachen Idee ist ein neues Projekt entstanden mit einem Kleid, das eigentlich nur blau ist und in tausenden von Farbspektren funkelt – je nach Lichteinfall. Das gelang nicht zuletzt dank der jahrelangen Vernetzung mit der chemischen Industrie, deren neueste Entwicklungen ursprünglich gar nicht dazu gedacht waren, um in der Bekleidungsbranche eingesetzt zu werden.

Aber eben: Der Kreativität der Menschen im Toggenburg sind keine Grenzen gesetzt. So wird Lara weiter beschwingt mit Stöcklischuhen oder halt Highheels leicht wie eine Feder über das Seil balancieren, mit brennenden Flügeln, funkelnd in allen Farben, und wird ihre ursprüngliche Feder immer wieder fliegen lassen.

moyofashion.com/team/rigolo.ch/balance/artisten/larajacobs/

Daniela Vetsch, 1968, ist Textildesignerin in Wattwil. Mit diesem «fliegenden» Beitrag verabschiedet sie sich als Perspektivenautorin. Saiten dankt für die langjährige Mitarbeit.

Winterthur Den Montag provinzialisieren

Alan Lomax, der grosse amerikanische Folkloremusik-Forscher, baute in seinem fast 60 Jahre dauernden Forscherleben ein Archiv auf, das heute rund 17'400 digitale Audiofiles umfasst. 1978 nahm er auf einer Farm nahe Canton (Mississippi) einen Mann namens Belton Sutherland auf. Die inzwischen auf Youtube abrufbare Aufnahme von *Blues #2* ist ausserordentlich. Der Musiker scheint nicht unbeeindruckt von der Tatsache, dass gerade etwas auf Dauer gestellt wird, was für gewöhnlich flüchtiger Ausdruck bleibt. Er akzentuiert seinen Eigensinn, er ist «überstellig»: forcierte Tempowechsel, nervöser Blick, überschliessende Stimme, das Time eine Spur zu schnell, das Metrum ein Tick zu nervös. Die Chance, verbindlich vortragen zu können, entusiastiert den Gitarristen und treibt den Song aus der Form. Unverkennbar nehmen die Aufnahmegeräte (Tonband und Kamera) die spontane Darbietung in Beschlag.

Wenn sie sich im Akt der Aufzeichnung auch ein wenig verbogen haben mag, so hat Lomax' Dokumentationswut an der Popularisierung dieser Art von Musik grossen Anteil. Inzwischen hat sich ihr auch eine hiesige Konzertsreihe verschrieben. Immer montags treten im kleinen «Portier» die Erben der Root- und Folktradition an. Die Reihe mit Namen Monomontag ist ehrenamtlich organisiert und durch Kollekte finanziert. Sie findet seit einigen Jahren schon verlässlich Publikum. Welche Art der Begegnung spielt sich hier so zuverlässig ab – und ähnlich unscheinbar wie eine Session vor einem Bauernhof im tiefen amerikanischen Süden?

In Sachen Überdauern und Verschwinden haben sich die Vorzeichen umgekehrt. Die Darbietungen sind keine Augenblicke fürs grosse Archiv. Es kommen Leute, die ganze Lebensjahre auf Tour verbringen. Ihre Lebendigkeit schert sich weniger um Produktivität als um Performanz. Sie folgen einer sturen Mission der Differenzierung von Tradition und Selbstaufmerksamkeit.

Wie schon im Fall von Sutherland jedoch ist mediale Infrastruktur mitentscheidend. Allerdings nicht mehr die Dokumentationsmaschinen der Musikethnologie (Tonband, Kamera und Archiv). Auch nicht die «Weltformate» der Pop- und Rockmusik (Plakatästhetik, Plattencover und Musikmagazin) beziehungsweise deren mehr oder weniger subversive Verkehrgung. Um stets von neuem ein liminales Publikum zu gewinnen, nutzen die Musiker und Veranstalter Blogs und eingebettete Videos, ein wenig Newsletter, ein wenig Facebook – fertig. Alles weitere dann vor Ort.

Im April tritt die Veranstaltung mit der Organisation der «Monotage» nun allerdings heraus aus dem gewohnten Rhythmus. Eine Woche lang findet an jedem Wochentag ein Konzert statt. Ob das Festivalformat gleich charmant wird, wie die Einzelabende, wo es unscheinbar an einer Kreuzung des Langsamverkehrs zwischen Wylandbrücke und Bahnmeisterweg jeweils zum Aufeinandertreffen kommt zwischen den nomadischen Existenzen der Folk-, Root- und Alternative-Genres und einer runden Hundertschaft provinzialisierter Mitdreissiger? Man wird vor Ort sein müssen.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker, arbeitet an der Uni Zürich und ist Mitglied der Forschergruppe «Medien und Mimesis».

Appenzell Ausserrhoden «Unabhängigkeit» im Gespräch

Ich muss gestehen, der Begriff «unabhängig» übt auf mich einen Reiz aus. Unabhängig sein heisst frei sein, ungebunden sein. Eine Traumvorstellung? Ich habe in jüngster Zeit häufiger darüber nachgedacht und mich dabei vor allem eines gefragt: Wie kann man in Gemeinschaften – in der Familie, in der Gemeinde, im Staat – Unabhängigkeit leben, Verantwortung übernehmen und tragen, ohne dass dies auf Kosten anderer geht?

Meine Gedankenspiele wurzeln im Staunen über ein Phänomen, das es schweizweit in dieser Form nur in den beiden Appenzell gibt, wobei ich mich hier auf Appenzell Ausserrhoden beschränke. Es ist das Phänomen, dass unser Kantonsparlament aus knapp einem Drittel Parteiloser besteht, die sich selbst «Parteiunabhängige», kurz PU, nennen. Seit 2014 sind die PU organisiert als Verein. Im März 2015 wurde ein Vertreter aus ihren Reihen in den Regierungsrat gewählt. In ihrer Charta unter pu-ar.ch steht unter anderem, sie würden sich verbindlich einsetzen «für Freiheit, Demokratie und Unabhängigkeit». Das klingt nach Autarkie ... Aber das kann ja wohl nicht gemeint sein.

Definitionen von «Freiheit» und «demokratischen Prinzipien» sind in unserer Verfassung, in unserem Grundgesetz, formuliert – als Ergebnis eines legislativen Prozesses. Die PU sagen, dass sie «einzig der Verfassung und dem Gesetz verpflichtet» seien. Es bleibt die «Unabhängigkeit» ... In der Charta lese ich kaum einen Satz oder Teilsatz, den ich nicht unterschreiben könnte. Es sind gute Sätze, die, so meine ich, fast jede der anderen Parteien, die hierzulande aktiv sind, auch so schreiben würde. Aber eben, die «Unabhängigkeit». Sie äussert sich im Credo «eigenständig und nicht nach Weisung Dritter» handeln zu wollen. Im Vordergrund stehen Personen, starke Persönlichkeiten. «Dritte» sind, wenn ich die Charta richtig verstehe, Parteien beziehungsweise deren Doktrin. Und genau hier wird die Diskussion spannend: Bin ich als Mitglied einer Partei keine eigenständige Persönlichkeit, sondern die Sklavin einer Doktrin? Kann ich als Mitglied einer Partei weiterhin gut argumentieren und unbeeinflusst – «unabhängig» – handeln?

Oder wird die «Unabhängigkeit» gar zu einer neuen Doktrin? Ich freue mich auf Diskussionen über solche Fragen in Appenzell Ausserrhoden, etwa im Rahmen des politisch lancierten Dossiers «Gemeindezusammenlegungen», in dessen Kontext auch der Wechsel vom Majorz zum Proporz wieder einmal Thema wird.

Heidi Eisenhut, 1976, ist Historikerin und Leiterin der Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden.